

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 28

Artikel: Die Nachschrift des Testamentes
Autor: Scherrer, Maria
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644425>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ihn trotz seiner fortschrittängstlichen Umgebung überzeugten? Sie hatte Furcht vor dem, was der Sultan auf ihre geheime Botschaft hin tat, im Bösen wie im Guten. Im Guten lauerte sogar für den Sultan selbst die größere Gefahr.

Mirimahs Unsicherheit übertrug sich sofort auf das Pferd. Es wurde unruhig, strauchelte, fiel. Mirimah flog wie eine Flocke durch die Luft. Bubenberg wurde es schwarz vor den Augen. Er hielt sie für zerbrochen. Er wußte damals noch nicht, wieviel die zarteste Frau aushält.

Er hob sie auf, stellte sie auf die Füße. Es war ihr nichts geschehen. Aber sie weinte. Eine feuchte Perle blieb auf Bubenbergs Hand. Der Nazir war um das gestürzte Reitpferd bemüht.

In diesem Augenblick völliger Ratlosigkeit bei Mensch und Tier griff Marduk ein. Da der Kabassatal nicht mitgeritten war, räuberte er um sie herum auf eigene Faust. Den Sturz Mirimahs sah er von weitem. Er stuzte, hob die Vorderpfote. Als dann der Fremde seine Herrin anzufassen wagte, raste er herbei und mittelte nun ganz aus der Nähe die Schwäche in den beiden Menschen. Kurz entschlossen sprang er Bubenberg an. Aber er hatte diesmal nicht mehr mit dem hilflosen Zweibeiner von damals zu tun, der leicht umzuwerfen war. Bubenberg duckte sich. Zwei Schläge mit dem Handrücken, der hart sein kann wie ein Stock, dann stählerne Schraubengriffe, ein Sprung seitwärts, die Wirbelsäule Marduks bog sich — noch ein ganz kleiner Zug und Marduk wäre nicht mehr gewesen. Der Hund öffnete den

Rachen, aber kraftlos, winselte, heulte. Bubenberg wechselte die Griffe. Nun das seltsamste Bändigungsstück: er näherte seinen Mund dem Tierrachen, spuckte mehrmals hinein, schloß ihn und zwang den Hund, zu schlucken, um den neuen Saft als den des neuen Herrn sich einzuverleiben.

Mirimah sah Bubenberg mit dem gleichen Ausdruck der Wundergläubigkeit an, der bisher nur in seinen Augen geleuchtet hatte. Sie ließ sich auf das Pferd heben. Der Hund folgte Bubenbergs Spur.

Schweigend ritten sie heim. Mirimah war wachsbleich. Bubenberg sprach; sie schwieg. Sie betete im stillen, daß Gott den Kalifen vor diesem Manne bewahren möge.

Aber sie wußte ganz genau, daß dies Gebet nicht erhört werden könne. Ihre Gespielinnen hatten sie kosen und im Scherz Dschelida, die Blume, genannt. Sie war wirklich wie eine Blume, wie eine Pflanze, gebunden an den festen Grund, aus dem sie wuchs, aber begabt mit dem feinsten Organ für die kleinen atmosphärischen Veränderungen, die den Wettersturz ankündigen. Noch in der Sonne, fühlte sie schon den ersten lähmenden kalten Hauch, der dem Nordwind voranritt und der das große Blumensterben bringt. Als Bubenberg ihre Hand beim Abschied küßte, glaubte er in ihrem Beben die Verheißung seines Glückes zu spüren. Sie aber wußte, daß es das Schicksal war, das sie angerührt hatte.

Fortsetzung folgt.

Bergfahrt

Den Bickel her! Ich fahr zu Berge,
Wie einst, verklärten Angeichts,
Ins Reich der Riesen und der Zwerge,
Ins Reich des heitern Sonnenlichts.

Dort will ich mich vom Leid entladen,
Das wie ein Alp das Herz bedrückt;
Begabt mit wonnereichen Gnaden,
So fahr ich heimwärts, hochbeglückt.

Alons Dreger.

Die Nachschrift des Testaments

Skizze aus dem Leben von Maria Scherrer

Zwei Söhne wurden an das Sterbebett ihrer Mutter gerufen. Sie lag in einem Raum, dessen Fenster südwärts jedem Rest der Herbstsonne Einlaß gewährten. Das große, schöne Haus stand inmitten hoher Bäume in einem stillen Park außerhalb der Stadt. — Am Ende des Parkes breiteten sich die Gebäude der großen Fabrikanlage aus. —

Jeden Morgen und jeden Mittag zu derselben Zeit sah man den Besitzer der Villa und der Fabrik den bestiesten Weg gehen. Er war ein strenger, sehr verschlossener Mann. Sein eiserner Fleiß und seine unbeirrbar Energie haben ihm zu Reichtum und Besitz verholfen, doch dabei durfte man die hunderte von Arbeitern nicht vergessen, die für ihn schafften und in zäher Arbeit und mühsamem Tagewerk seine Pläne verwirklichen halfen. —

Sein zäher Kampf um Aufstieg und Vorwärtkommen haben sein Herz verschlossen gemacht für manche Not, die seine Wege kreuzte. —

Still und bescheiden ist seine kluge, besonnene Frau neben ihm hergegangen vom Anfange bis hieher, sie war ihm bei der Gründung des Unternehmens helfend mit dem Einsatz ihres ganzen Besitzes beiseite gestanden. — Sie heilte still und unbemerkt so manche Wunde, die sein jähes Temperament, sein Beharren auf dem starren Recht und sein rücksichtsloser Wille schlugen. Sie glättete die Härten wo immer sie konnte, und ihr gutes Frauenherz rief sich oftmals wund an den Gesehnissen, die sie nicht aufhalten konnte. —

Zwei Söhne schenkte sie ihrem Gatten, ungleich im Neußern und im Charakter. — Der Ältere hatte die Güte und das verstandene Herz der Mutter, der Jüngere schritt auf dem harten Weg des Vaters. Der Ältere freundete sich schon als Kind mit

den Arbeitern und deren Kindern an, die in den Gärten der Arbeiterfiedlung spielten, der Jüngere ging diesen Menschen aus dem Wege wo er konnte. Schon diese Gegensätze schmerzten die Mutter.

Karl, der Ältere, blieb seiner Liebe zu den Arbeitern treu, trotz einseitiger Erziehung und trotz Studium in andern Städten. Er bekannte sich zur Arbeit mit der Hand, zum einfachen Leben dieser Leute, ohne welche keine Fabrik, kein industrielles Unternehmen auskommen konnte und als er 20 Jahre alt wurde, erklärte er frei und offen, er wolle die Arbeit in der Fabrik seines Vaters von unten auf kennen lernen, befehlen sei leicht, aber zu wissen, wie hart die Arbeit sei und wieviel es dazu brauche, darauf komme es an, dann verstehe man auch die Forderungen der Arbeiter, die auf — Besserung dieser und jener Zustände drängen. —

Das aber gab einen Aufruhr im großen, schönen Haus im Parke. Vater und Bruder wehrten sich dagegen und die Mutter versuchte vermittelnd einzugreifen, als die drei Männer hart aneinander gerieten. —

Immer größer wurde damals die Kluft und der ältere Sohn verließ das Elternhaus und das Land, um als einfacher Arbeiter anderswo eine Stelle zu suchen. Er hatte bloße Theorien noch nie geliebt, er wollte das Leben, das nackte harte Leben kennen lernen wie es war. Der Reichtum des Vaters vermochte ihn nicht zurückzuhalten und nicht zu beeinflussen; denn er sagte sich, ohne den Fleiß der Arbeiter wäre er nicht zusammen gekommen. Von der Mutter nahm er damals herzlichen Abschied, die verstand ihren Sohn und liebte ihn um seiner Ehrlichkeit willen; aber sie konnte nichts weiter für ihn tun, als still und unvermerkt sein Tun und Lassen zu verfolgen und dann und wann etwas Weniges zu senden um sein schlichtes Leben etwas zu verschönern.

Bald hörte man in der Heimat davon, daß er sogar einer Arbeiterpartei beigetreten sei und dort als besonnener, immer

beherrschter Redner dann und wann von sich reden mache. — Nun war der Bruch mit dem Vater, dem Großindustriellen vollständig und der jüngere Bruder hatte nur ein spöttisches Achselzucken für dieses Tun. — Möchte der Träumer und Phantast, wie er ihn nannte, tun was er wollte, so konnte er um so sicherer damit rechnen, hier einmal Herr und Meister zu werden. —

Die Mutter litt still und ohne Klage unter dieser Trennung. Sie liebte in ihrer Art beide Söhne; aber ihre größte Sorge galt doch dem Ältern, dem Ausgestoßenen aus dem Vaterhause. — Sein Name durfte in Gegenwart des Vaters nicht mehr genannt werden — und doch, was konnte man denn Böses über ihn sagen? Was tat er Schlimmes, daß er die Arbeiter liebte, daß er für ihr Wohlergehen kämpfte, daß er ihr Los verbessern wollte? Er schaffte ja selbst mit, er bereicherte sich nicht durch eine Vorzugsstellung, er lebte still und einfach und war es sich von seiner Jugendzeit her doch anders gewöhnt. —

So eilte die Zeit und das stille Weh ging nicht spurlos an der zarten Frau des Fabrikbesizers vorüber. — Sie wurde krank und stellte der Krankheit gar keinen Widerstand entgegen, sie war müde vom stillen, zähen Kampf um den Frieden. Als sie das Ende kommen sah rief sie den Ältern aus der Ferne heim an ihr Sterbebett. Niemand durfte ihm den Eintritt ins Vaterhaus wehren. Er überschritt die Schwelle einsam und ohne lauten Gruß. Das Dienstpersonal fürchtete die Strenge des Herrn und meidete den heimgekehrten Sohn. — Er aber schritt aufrecht mit offenem ehrlichem Blick durch das Haus seiner Eltern. Er hatte nichts zu verbergen und nichts zu bereuen. — Warum zürnte ihm sein Vater eigentlich? War es eine Schande, ein einfacher Arbeiter zu sein? Er war kein Schwäger, keiner von jenen, die nur reden, aber um so weniger tun. Er hatte von unten angefangen und kannte die Not und die ganze Schwere des Lebens so vieler der arbeitenden Klasse. — Er brauchte zu seinem Leben nicht Reichtum, nur ein anständiges Auskommen, und das hatte er für sich und viele andere schon erreicht. Mehr wollte er nicht. Warum zürnte ihm der Vater eigentlich, warum nannte er ihn einen Aufwiegler, einen Verräter, warum wollte er nicht verstehen, daß er vor dem Gelde keine Rücksicht machte? Er würde nie die Lebensanschauungen des Ältern verstehen können, weil er sich keine Mühe dazu gab. —

Wortlos, mit wundem Herzen, stand Karl, der große, ernste junge Mann nun am Sterbebett seiner Mutter. — Nun wird durch den Tod noch das letzte Band, das ihn an das Elternhaus fesselte, durchschnitten. Wenn die Mutter nun ihre lieben Augen für immer schloß und die guten Hände erkalteten, dann hielt ihn nichts mehr zurück, dann ging er wieder hinaus in die Welt. — Er kniete am Bett nieder wie ein kleiner Bub und ließ sich von der heißen abgezehrten Hand, die so sehr vom Leiden und den Schmerzen der Krankheit gezeichnet waren, noch einmal liebkosen. —

Am andern Ende des Bettes stand mit hartem verschlossenen Gesichtsausdruck der jüngere Sohn, das Ebenbild des Vaters. — Es lag etwas wie Spott um seinen herben Mund. Was sollte jetzt am Ende noch diese sentimentale Szene, nachdem man der Mutter im Leben so viel Kummer bereitet hatte, weil man absonderliche Wege gegangen? War der Bruder, der Träumer, der Volksverbesserer nicht auch Schuld daran, daß sie so sehr gelitten hatte? Und trotzdem hatte sie ja gerade mehr Verständnis für den Verstorbenen und seine Ideen.

Sie versuchte sich mühsam aufzurichten und sagte mit einer fast energischen Stimme, die noch ihre letzte Kraft zu verbrauchen schien: „Ich wünsche, daß ihr Karl das Bubenzimmer im obern Stockwerk einrichtet, er soll hier bleiben bis ich meine Augen für immer schließe, ich wünsche, daß ihm niemand harte Worte gibt und daß er als Sohn des Hauses behandelt werde. — Mein Testament ist gemacht und liegt bei dem Notar, amtlich beglaubigt. Es ist mein letzter Wille darin verfügt, und ich wünsche ausdrücklich, daß diesem Willen nachgelebt wird. Das Testament tritt aber nur in Kraft, wenn die Nachschrift, die ich

vor Monaten bei vollem Bewußtsein unter Zeugenschaft hinzugefügt habe, ebenfalls respektiert wird, sonst gelten die zweiten Verfügungen, die im Testamente niedergeschrieben sind. — Geht einander aus dem Wege, wenn ihr die menschlichen Gesetze des einfachsten Anstandes nicht glaubt einhalten zu können; aber stört den Frieden und die Ruhe meiner letzten Tage und Stunden nicht. — Dann sank sie erschöpft in die Kissen. —

Im Zimmer war es totenstill. Keiner der Brüder wagte ein Wort zu sagen. Der Ältere war aufgestanden, strich die grauen Locken aus der müden Stirne der Kranken und bettete sie so gut er konnte, dann rief er nach der Krankenschwester und verließ mit gesenktem Kopfe das Zimmer. In seiner Bubenkammer, die noch eingerichtet war wie zu seinen Kinderzeiten, ließ er sich in einen Stuhl fallen. Ihm war sehr traurig zu Mute. Sein ganzes Herz war in Aufruhr. Wenn die gute Mutter mit ihrem Testamente nur nicht zu weit gegangen war, wenn ihre letzte Verfügung die Kluft noch größer aufriß und den Graben zwischen dem Elternhaus noch tiefer grub? Er wußte, daß die Mutter mit dem Einfluß ihres ganzen Vermögens einst die Gründung der großen Industrieanlage ermöglichte. Was dann, wenn sie es durch ihre lektwillige Verfügung dem Betriebe entzog? An ihm sollte es nicht fehlen, er wußte, daß das Geld für jedes Unternehmen notwendig war, ohne Kapital konnte man kein Fabrikunternehmen weiterführen. Er brauchte doch das Geld nicht, er hatte seine Stellung als Werkführer, er hatte eine schaffige gesunde Frau, er hatte herzige Kinder, ein Häuschen im Grünen und ein Gärtchen in der Sonne. Wenn er ihr nur sagen könnte, daß das nie und nimmer sein durfte, wenn er sich nicht treg, dann mußte sie diese Verfügung noch ändern. Sie durfte den Vater nicht vor dieses unheilvolle Problem stellen. Was würde dann aus den vielen hundert Arbeitern werden, wenn der Betrieb lahm gelegt werden mußte? Heute Nacht, wenn er beim Gutenachtgessen ihre lieben, weichen Mutterhände wieder halten durfte, wollte er sie darum bitten. Aber es sollte zu dieser letzten Bitte nicht mehr kommen. —

Als die Sonne beim Abschiednehmen vom helllichten Tag wie goldene Blut auf der großen Blutbuche lag, standen drei ungleiche Männer am Sterbebett einer stillen, müden Frau. Sie bat noch einmal ausdrücklich, man möge ihren letzten Willen ehren und man möge der Toten geben, was man der Lebenden versagt habe. Dann nahm sie Abschied von den drei Männern, die sie im Leben so sehr geliebt hatte. Im Leben hatte sie sie nicht versöhnen können, vielleicht vermochte es der Tod, vor dessen Majestät oftmals Härte und Unversöhnlichkeit ihre stahlharten Waffen strecken. —

Die schweren Tage gingen vorüber, die Menschen im stillgewordenen Haus gingen aneinander vorbei ohne harte Worte, man respektierte den Wunsch der Verstorbenen und wahrte den Schein gegen außen. —

Als die beiden Brüder am offenen Grabe standen, tuschelte man viel über ihre Verschiedenheit. Der Ältere einfach und schlicht im dunklen Kleide, der Jüngere in Frack und Zylinder; aber die Sympathien waren auf der Seite des Ältern. —

Bis zur Oeffnung des Testaments mußte Karl noch verweisen, dann wollte er wieder Abschied nehmen von Heimat und Elternhaus, in das er vielleicht nie mehr zurückkehren konnte. —

Im Zimmer des Notars standen die drei Männer wiederum beisammen. Der Vater war still und in sich gekehrt, er wußte wohl um was es nun ging. Hier galt nun das Gesetz, nicht der Haß und die Gewalt und der Jüngere zitterte in seinem Innern, denn er erkannte erst seit dem Tode der Mutter, daß auch er an vielem Schuld trug, was den Graben verbreitert hatte zwischen Elternhaus und Sohn. Es kam ihm auch zum Bewußtsein, wie sehr das Geld der Mutter in den Unternehmungen des Vaters eine Rolle spielten und darüber hatte nur sie zu bestimmen gehabt. Der Vater erkannte erst jetzt, daß er den Bitten der Frau hätte nachgeben sollen, als sie ihn um Versöhnung mit dem ältern Sohne bat. Was war denn eigentlich nicht recht an Karl? So wie er da stand, aufrecht und mit

seinem offenen Gesicht, seinem stillen, bescheidenen Wesen? Wie hatte er sich schlicht und einfach benommen, hilfsbereit und ohne Großtun, in den Tagen, da die Mutter sich zum Sterben niederlegte? Hatte er dem Hause eigentlich überhaupt je Schande gemacht, Nehrre angetan? Sollte es am Ende jetzt zur Veröhnung zu spät sein?

Ähnliche Gedanken mochten den jüngern der beiden Söhne beschäftigt haben. Er schaute verstohlen nach Karl hin. Was gefiel ihm denn eigentlich nicht an dem jungen Manne? Hatte die Mutter am Ende über ihr Grab hinaus recht? Das Testament wurde geöffnet, es war nach den bestehenden Gesetzen in jeder Beziehung richtig abgefaßt. Jeder erhielt seinen Teil. Wenn Karl, der ja dem Kapitalismus abgeschworen hatte, auf seinen Erbteil verzichtete, so sei daraus in seinem Sinne eine Alters- und Invalidenkasse für die Arbeiter der Fabrik zu gründen und eine besondere Summe soll ausgelegt werden für ein Ferienheim für erholungsbedürftige Arbeiter und Arbeiterinnen, damit glaube sie zur Genüge zu beweisen, daß sie den Sinn und Zweck der Anschauungen Karls vollaus verstehe. Sie billige seine Lebensauffassung und sei glücklich, die Ueberzeugung ins Grab zu nehmen, daß er durch seiner Hände Arbeit, durch Fleiß und Sparsamkeit auch glücklich geworden sei, obwohl Vater und Bruder ihn deshalb verachtet und verstoßen hätten. — — —

Vater und Bruder standen da und schauten erwartungsvoll auf Karl. Nichts verriet in seinem Gesicht, was er bei dieser Testamentsverlesung dachte und wie tief es ihn erschütterte, daß seine gute Mutter über das Grab hinaus zu ihm stand und um den Frieden für ihn bat. —

Dann aber kam die Nachschrift:

„Da mein Bitten um Veröhnung umsonst gewesen, sehe ich mich veranlaßt, meinem Testamente noch eine Nachschrift hinzuzufügen. Ich verfüge und wünsche, daß mein letzter Wille nachdrücklich respektiert werde, daß mein ganzes Vermögen innert Jahresfrist aus dem Betrieb ausgelöst wird, wenn Karl mitsamt seiner Frau und Kindern nicht als gleichwertiges Glied der Familie aufgenommen wird. Nicht der Arbeiterfittel und nicht der Maßanzug bestimmen den Wert des Mannes, nur sein Sinn und sein Herz, sein Tun und Lassen stempeln ihn zu dem, was er sein soll, ganz einfach ein ehrlicher, aufrechter Mensch. Man hat den Wunsch einer Lebenden nicht erfüllt, die Bestimmung der Toten muß von Gesetzes wegen geachtet werden. — Wird Karl nicht wieder in das Elternhaus aufgenommen mit all seinen Rechten als erstgeborener Sohn, so verfällt mein ganzes Vermögen der Volkswohlfahrt und ist dem Staate für seine charitativen Anstalten zur Verfügung zu stellen. Für diesen Zweck liegt eine besondere Aufstellung dem Testamente bei. — Veröhnt euch und arbeitet zusammen, dann ist allen geholfen. — Jeder sei an seinem Platze, dann bleibe ich und mein Besitz unter euch, sonst aber will auch ich nicht mehr in eurer Mitte sein. —

Das ist mein letzter Wille, es schmerzt mich genug, daß ich im Kampf um euren Frieden zu dieser Waffe greifen mußte. —

Eure Mutter.“

Karl faßte sich zuerst, er hatte am wenigsten zu verlieren aber umsomehr zu geben und geben ist ja vom Schönsten auf der Erde. — Er ging langsam auf seinen Vater zu und streckte ihm die Hand hin und sagte: „Vater, an mir soll es nicht fehlen, ich möchte den letzten Willen der toten Mutter achten. Ein Jahrzehnt durfte ich Dich nicht mehr Vater nennen. Soll es fürderhin anders sein. Es ist nicht des Geldes wegen, ich habe ja zum vorneherein auf meinen Anteil zu Gunsten der Altersfürsorge verzichtet, um der Heimat willen.“ Da reckte sich der alte Mann und hob seinen schneeweißen Kopf: Der schlichte Arbeiter, der Sohn mit der andern Weltanschauung, war stärker und größer als er und die Frau mit dem stillen, aber großen, gütigen Herzen hatte ihn nun doch besiegt. Er nahm die Hand, die sich ihm darbot und mußte sich an die breite, starke Schulter des Sohnes lehnen, so sehr übernahm ihn die Größe des Augenblicks.

Nicht ganz so bereitwillig war der jüngere Sohn zum Frieden, ihm ging zu viel Hoffen in Trümmer, doch auch er gab sich redlich Mühe, die Brücke zu betreten, die die tote Mutter für sie alle gebaut hatte, auf daß sie endlich den Weg zueinander fänden. —

Arme Mutter, wie sehr hast du kämpfen und leiden müssen im Leben, und wie sehr hast du mit deinem gütigen Herzen gehadert, bis du diese harte Nachschrift im Testamente hinzugefügt hast, wissend, daß man den Toten viel eher gewährt, was man den Lebenden glaubt versagen zu müssen. —

* * *

Abenteuer in Mexiko

Von Arnold H. Schwengeler.

Mit einer geschickten kleinen Bewegung des Daumens brachte John Paynton das Streichholz, das er zwischen Zeige- und Mittelfinger hielt, zum Verlöschen. Er lehnte sich wieder im Stuhl zurück, und während er langsam den Rauch durch den Spalt der Lippen entweichen ließ, betrachtete er lächelnd den weißen Aschenkegel, der sich an der Spitze seiner Zigarre bildete.

„Mexiko“, sagte er, „Dolly — erinnerst du dich?“

Die junge Frau, die uns gegenüber in der Ecke der Couch saß, blickte mit einem leisen Erschrecken von ihrem Buch auf. Dann sah sie die Zigarre, und nun lächelte auch sie.

„Soll ich es ihm erzählen?“

Dolores zögerte mit der Antwort — doch als sie meine gespannte Miene bemerkte, nickte sie Zustimmung. Und John Paynton begann:

„Es ist jetzt vier Jahre her und geschah, als ich für den Mac Finn-Zeitungskonzern die kulturhistorische Reportage in Mittelamerika durchführte. Ich hatte im mexikanischen Hochland eine Reihe herrlicher Bilder gesammelt und war eben im Begriff abzureisen, da brach der Aufstand des Generals Lopez los.“

„Der dreizehnte Aufstand, John!“

„Richtig, Dolly! — Der dreizehnte und letzte Aufstand des Antonio Lopez, den sie ‚Vater Flamme‘ nannten. Die Hauptstadt war in ungeheurer Erregung, die wildesten Gerüchte gingen um, man fürchtete das Schlimmste. Jedenfalls, dachte ich, schleunig fort und hinunter zur Küste, ehe es zu spät ist! Ich erwischte auch richtig noch einen Zug nach Veracruz, der gegen Abend losfuhr.“

„Die Strecke ist sicher“, sagte der Schaffner. „Die Rebellen sind viel weiter nördlich.“

Er schien recht zu behalten. Es geschah nichts Ungewöhnliches, und als die Nacht hereinbrach, machte ich es mir in meinem Schlafwagenabteil bequem. Das Mondlicht strömte wie ein silberner Traum über die Agavenwälder, die lange die Bahn begleiteten. Zuweilen polterten wir durch einen Tunnel, dann wieder glitt der Zug über kühne Brücken und Rehren der Tiefe zu. Eine Zeitlang leuchteten durch den Fensterauschnitt die Schneekuppen ferner Berge. Dann war nichts mehr als die blaue, endlose Nacht und das gleichmäßige Rollen der Räder. Darüber schlummerte ich ein.

Ich erwachte ob dem unvermittelten Ruck, mit dem der Zug zum Stehen kam. Noch hatte ich das Kreischen der Bremsen im Ohr, da frachten Schüsse, erklimmen dunkle Gestalten den Bahndamm, stürmten schreiend auf die Wagen zu. Es war, als sei die Hölle losgelassen.

Das geschah so plötzlich, daß ich halb zu träumen vermeinte, als die Tür meines Abteils geöffnet wurde. Jemand etwas huschte herein und blieb dann unbeweglich stehn. Trotz des Lärms draußen, der sich brüllend heranwälzte, hörte ich die hastigen Atemzüge des Menschen, der eingedrungen war.

„Wer ist da?“